

## 12] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

3.

Ein grüner Märzimmel, an dem die Sterne weiß wie Milchtropfen hervortraten, wölbte sich über dem alten Postamt. An einem Flügel hatte man schon mit Niederreißen begonnen, und drunten an Lake Front wurde eine lange Parade errichtet, die während des Neubaus benützt werden sollte. Aber noch war der Briefmarkenverkauf im alten Haus, und in einem kellerartigen Dämmerlicht wurden drinnen durch kleine Fenster die blauen und roten Bierede mit Washingtons Bild ausgegeben. Ein Holzgerüst versperrte den Eingang zum Abbruchterrain, und hier hatten Spalten und Risse die alten, schwarzen Mauern durchfurcht, die sich auf ihren von Säulen und Spaten zertrümmerten Grundfesten senkten und bücketen und neigten. Auch die Außenwände wiesen kleine, runde Stellen auf, wo der Bewurf unter den Stößen von innen abgefallen war, und im grünblauen Licht des Nachmittags schimmerten diese Kalkflecken wie die frühen Sterne in der Höhe.

Helge Wendel war auch dagewesen und hatte eine Unmenge Freimarken gekauft. Fast täglich wurden neue Frachtzirkulare ausgeschiedt, die immer steigende Preise ankündigten. Und zwischen diesen Frachterhöhungen kamen die kurzen Mitteilungen an die Agenten, daß die Boote voll wären und kein Raum mehr zu haben sei. Die Stiere hatten mit den Lieferungen begonnen, um sich rechtzeitig Platz in den Elevatoren für die Weizenflut des Sommers zu sichern, und die Baumwollbörsen in St. Louis und New Orleans erhielten immer öfter die lakonische Meldung:

Gänzlich voll. Kein Raum.

J. D. R.

Mystisch und seltsam trat auch der mit stets gleicher Spannung erwartete Herr Wolsey in Erscheinung. Erst hatte er sich drei Wochen oder mehr in Newyork aufgehalten. Die Berichterstatter schrieben über seine Kleider, seine Schuhe und Hüte, über das Muster seiner Krawatte, über seine Lansen und Gewohnheiten, seine englische Aussprache, sogar über seine Ansichten in Kolonialpolitik. Aber über Dampfschiffsangelegenheiten und Minienpläne kein Wort. Später kam ein Ausspruch über den drohenden Sturm in Afrika, wo diese verdammten Buren gegen die Briten zu murren angingen. Aber der britische Löwe würde zuzuschlagen wissen, wenn es not tat, sagte Herr Wolsey, wobei er gleichzeitig ein Kompliment für den amerikanischen Adler mit einflocht:

— Ebenso wie Ihr stolzer Adler! lauteten Herrn Wolseys Worte dem Vertreter der gelben Presse gegenüber.

Aber über Kontore oder Agenten oder Frachten und Passagiere erfuhr der Reporter keine Silbe.

Später wurden sämtliche Klubs genannt, in die Herr Wolsey gewählt worden war — eine schwarze Kugel existierte überhaupt nicht für diesen Namen. Und dann erschien täglich sein Name bei den Dinern und Ballen der Vierhundert; zuletzt wurden auch einige Goldköcher genannt, die möglicherweise das Ziel seiner Gedanken sein mochten. Aber jeder Gedanke an Seefahrt schien ihm völlig fern zu liegen. — Ich spreche nie von Geschäften, wurde als einer seiner Aussprüche zitiert.

Endlich reiste er westwärts, und jetzt erzitterten die Territorien. Aber aufs neue ward es eine geheimnisvolle und enttäuschende Ungewißheit. Herr Wolsey passierte in einem Extra-Salonwagen Chicago wie ein Schatten bei Nacht und fuhr direkt nach San Franzisko. Und dort war er noch. So daß man Augenblicklich glaubte, vom Stillen Ozean würde der Sturm ausgehen, der, wie man annahm, reinfegen sollte bis an die Küsten des Atlantischen Ozeans.

— Sonnenwärs! drückte sich Herr Roth aus.

— Ich bin bald dreißig jetzt, dachte Helge müde, und bin noch immer Kontorist in diesem Land der Unsicherheit und zittere vor dem Morgen. Was eigentlich tu ich? Briefmarken kaufen und Zirkulare versenden wie ein Automat. Und das tu ich nun seit bald zehn Jahren...

Und in plötzlichem Ueberdruß vor dem ganzen Leben ging Wendel durch die Haupttür, die direkt in die erste Klasse-

Abteilung führte — er mochte den Umweg außen herum nicht mehr machen. Und zudem wurde ja jetzt gleich geschlossen.

Eine Dame stand vor dem Schalter. Sie war in irgend etwas Mausgraues gekleidet, und ihr Parfüm hatte einen Beilichenduft. Im Zwielicht sah Helge eine Schnalle an ihrem großen Hut glänzen.

Drunten in der Frachtabteilung stampften die Adressiermaschinen, während die Briefmarkenkartons so eilig in Streifen gerissen wurden, daß es in der Perforierung pfiff, wie wenn ein Geigenbogen hastig geharzt wird. Herr Roth war gegangen, und Helge schloß die Kulte ab. Als er langsam den Gang an dem endlosen Schalterisch hinabschlenderte, war die Dame in Grau fertig, und er hielt die Tür offen für sie. Sie dankte mit einem Nicken und Lächeln und einem großen, sich erweiternden Blick aus zwei Augen, die dieselbe Farbe hatten wie ihr Kleid und zugleich schimmerten wie die Schnalle am Hut.

Helge Wendel war ganz verwirrt; er errötete wie ein Knabe. Seine Erfahrungen mit Frauen beschränkten sich auf ein paar gekaufte Stunden, an die er sich oft mit Widerwillen erinnerte, und die zu wiederholen er sich erst nach ein paar Cocktails in einem zufälligen Bechgelage mit Kameraden — Kontoristen oder Kunstbesessenen — selbst hinreißen konnte. An irgendwelche Verbindung sonst wagte er nicht zu denken, so wenig wie einer seiner Freunde. Tief im Innern konnte er träumen von eigenem Heim, von Ehe, Kindern; aber ein Grauen vor kleinen Verhältnissen, das schon von seiner Kindheit an ihm eingepflanzt war, hatte sich festgewachsen und mehr und mehr verstärkt, und beurteilte ihn — wie er sich einbildete — zu ewigem Zölibat. Denn an Wunder glaubte er nicht mehr, wenn auch die Zeit noch gar nicht so fern lag, da er, im Verein mit Wendel u. Co., ein Luftschloß auch für die Fee einrichtete, die in seinem Herzen herrschen sollte.

Aber draußen lag noch immer die grünblaue Märzdämmerung, in der die Sterne anfangen weiß zu werden; und es war die seltsame Zwischenzeit, die selbst der häßlichsten Stadt einen Schimmer von Unwirklichkeit und Romantik verleiht. In diesem Schimmer wanderte das junge Weib, das soeben Helge den gefährlichen Blick zugeworfen hatte, und im selben Schimmer ging er ihr nach — erst halb unbewußt, dann mit Ueberlegung.

Es fing damit an, daß er ihr, als sie auf die Straße getreten waren, nachsah und den feingeschwungenen Rücken beobachtete, wie er sich bog, spielte, die Muskeln regte unter dem eleganten, flotten, tailormade Promenadenmantel. Sie ging fest und rasch und sicher zwischen den anderen Fußgängern auf dem Trottoir dahin; einmal sah man eine Schulter, dann wieder den Hut, manchmal war sie auch ganz verschwunden; und dann tauchte ihre elegante und sichere Erscheinung aufs neue auf. Manchmal blieb sie eine Sekunde lang vor einem Juwelierladen stehen und warf einen Blick in die Modewaren-Auslage — in einem raschen und bestimmten Beobachten, ohne Neugier oder Ueberraschung. Darauf ging sie weiter, dann und wann in einem blitzschnellen Seitenblick ihr Spiegelbild in den großen Schaufenstern musternd.

Helge folgte.

Ihm war, als ob gleich einem unsichtbaren Rauch im Kielwasser eines Schiffes, zwischen all den schwarzen Nacken und weißen Gesichtern der Wandernden der seine Duft ihres Beilichendparfüms wogte. Darauf entdeckte er, daß ihr Haar rot war; aber war es wirklich das Haar — und nicht etwas, was zum Hut gehörte, dessen Rand so breit war, daß er die Schultern beschattete? Diese weiche und warme Farbe unter und zwischen dem Grau erinnerte ihn an eine Modefarbe in der Heimat — vor langer, langer Zeit —, die man damals Eisfelfarbe nannte. Er mußte schneller gehen, um zu sehen, ob es das Haar war. Ja, wahrhaftig — es war das Haar! Ein dichtes, prachvolles, schwer geflohtenes Haar mit mattem Kupferglanz, das gleich Metallbündeln zu beiden Seiten stand und fast die Ohren verdeckte. Als sie den Kopf wandte — den sie etwas hintenüber gebeugt trug —, kam ein kleines, weißes Ohrzipfeln zum Vorschein, in dem ein von einem Kranz kleiner Brillanten umrahmter Smaragd saß. Das Gesicht war im Dämmerlicht außerordentlich bleich; aber die Rippen schimmerten wie Wein.

— Wer ist sie? dachte Helge. — Eine Schauspielerin vermutlich, die auf dem Wege nach England ist, oder vielleicht nach Paris.

Und jetzt merkte er erst, daß sie denselben Weg einschlug, der auch der seine war, wenn er einen halbwegs leeren Kabela-wagen erwischen wollte. — Ob sie etwa auch hinüber will nach der Nordseite? dachte er verwundert, und beschloß, in diesem Fall zu versuchen, sich einen Platz ihr gegenüber zu erobern.

Aber die Dame in Grau blieb plötzlich stehen. Es kam so unerwartet, daß Helge sich gezwungen sah, an ihr vorüber-zugehen, damit sie nichts merken sollte von der Verfolgung. Er ging ein paar Schritte und wartete dann am ersten besten Schaufenster. Es war eines der Hunderte von Billetthändler-kontoren, und erst nachdem er eine Weile auf einen schreienden Delbdruck gestarrt hatte — der Lake Shore-Expres in wilder Wettfahrt mit einem Rennauto — wandte er vorsichtig den Kopf. Himmel — sie war verschwunden!

Aber seine strahngewohnten Augen entdeckten sie gleich darauf in der Kreuzung einer Querstraße. Sie wartete in der Menge, bis der Schutzmann den Stock hob, um die Fuhr-werke anzuhalten und die Fußgänger hinüberzulassen. Ge-rade als das Zeichen gegeben wurde, war er wieder hinter ihr.

Jetzt ging es wirklich in der Richtung nach der State Street zu. — Das ist einfach lächerlich, murmelte Bendel — aber ich kann nicht anders; oft kommt einem die Abenteuer-lust nicht an in dieser Stadt. . . . Und es war so. Er hätte auch noch hinzufügen können: Und die Genußsucht. Denn jede Art Lust verschwand mit den Jahren und beschränkte sich zuletzt auf Essen und Trinken. Ja, sogar der Appetit ver-schwand, wenn nur der Hunger befriedigt werden konnte, und der Durst beschränkte sich auf Whisky. Alles andere schien als etwas längst Ueberwundenes zu existieren; selbst die Theater betrachtete man nur noch als Plakate und Fassaden. Wenn er so recht daran dachte, überkam ihn fast Furcht: hatten alle Interessen außer Tabak und Spirit aufgehört? Na ja — die Dollargier, die blieb ja; aber die war auf ein festgesetztes Minimum beschränkt. Und wenn er hundert Jahre bei der Gesellschaft angestellt war — er würde nie über die glatt zum Lebensunterhalt erforderliche Summe hinauskommen, die heute, nach zehn Jahren, sein Gehalt aus-machte. Rein — der Traum von den großen Geldern, den richtigen, runden Golddollarn, der gehörte auch Bendel u. Co. an.

(Fortsetzung folgt.)

### Konflikte.

Von Fritz Müller-Büsch.

„Wer fehlt?“ fragte der Ordinarius.  
„Neuert Hans“, sagte ich. Ich war nämlich Primus damals und aufgestellt für die Absenzenmeldungen.  
„Geh einmal zu ihm und sieh, ob er wirklich krank ist,“ be-auftragte mich der Ordinarius.

Der Neuert Hans hatte keine Mutter. Und sein Vater war immer auf Gastspielreisen. Also ist der Hans in der Wohnung fast immer allein gewesen. Vier Treppen hoch, gleich neben dem Volkstheater. Und unten im Erdgeschoß war eine Wirtschaft.

Gleich nach der Schule ging ich hin. Eben stand ich auf der zweiten Treppe. Da schlägt oben eine Tür zu. Es kommt jemand herunter, einer der pfeift und singt: „Tralala, tralala —“. Dabei klappert er mit irgendeinem Gegenstand im Takt dazu. Es klingt, als ob ein Zinnbedel gegen Steinquart schlägt.

„Tralalalala —.“ Schneller wird das Tempo. Das ist sicher ein kreuzvergnügter Mensch. Jetzt kommt er um die Biegung am Geländer. Ich kann ihn sehen durch das Gitterwerk. Es ist der Neuert Hans. Einen Maßkrug hat er in der Hand, mit dem er klappert. Und reine Lebensfreude leuchtet auf seinem Gesicht.

Aber jetzt hat er mich auch gesehen. Mich, den Klassenersten. Was aber kann von einem Klassenersten anders als Unheil kommen? Einen schnelleren Szenenwechsel im Antlitz eines Menschen habe ich seitdem nicht wieder gesehen. Wie wenn ein Maschinenwärter den Hebel nach der anderen Seite wirft. Tiefe Bekümmernis lag jetzt auf seinem Gesicht. Sein Unterkiefer fiel herunter. Schlaff wurden seine Züge. Und seine Hände wollten gegen den plötzlich so schwer schmerzenden Kopf fahren. Aber da merkte er erst, daß er einen Maßkrug in seiner Rechten hielt. Mit dem konnte er sich doch nicht gut über die Stirn fahren. Das sah er ein, gab das Verfluchenspielen plötzlich auf und lachte wieder: „Gelt, Müller, du verrätst mich nicht? Weißt, es ist ja wahr, ich hol mir jetzt ein Bier, aber heute in aller Frühe war mir wirklich hundemühsabel, darfst mir's glauben, Müller. Und morgen bin ich wieder in der Schule. Also, gelt, du verrätst mich nicht.“

Und als mich nachmittags der Ordinarius fragte, da habe ich — je nun, was hab ich wohl getan?

Der Schiller Karl hatte gesagt, ich sollte meine dicken Reiter-soldaten mitbringen am Sonnabendnachmittag. Der Schiller Karl hatte nämlich nur dünne Infanterie. Jeder Wind konnte sie um-blasen, so dünn war sie. Aber meine Kavallerie konnte nicht einmal der Onkel Emil umblasen. Und der hatte doch eine mächtige Puste.

Also brachte ich meine dicke Kavallerie mit zum Schiller Karl, und wir stellten sie auf, und es war ein scharfes Gefecht zwischen meinen Dicken und seinen Dünnen. Natürlich haben meine Dicken gewonnen. Denn sie sind nicht einmal von den Erbsentugeln um-gefallen, die der Schiller aus der Kanone gegen sie geschossen hat.

Als das Gefecht vorbei war, sagte der Schiller Karl, im Ernst-fall aber sei es ungeteilt, da gewinne immer die Infanterie, und die Kavallerie verliere. Auch wenn sie noch so dick sei. Der Vater hätte es aus der Zeitung vorgelesen.

Zuerst hat es mich geärgert, und ich habe dem Schiller Karl eine runterhauen wollen. Aber dann habe ich mir gedacht: er ist ein armer Teufel, weil die Seinigen verloren haben, und ich bin still gewesen.

Und dann hat Schillers Schwester von draußen an das Fenster geklopft, ob ich ihr nicht den Ball holen wollte, er läge über dem Zaun drüben. Da holte ich den Ball, und der Schiller Karl war allein im Zimmer und hat mir fünf schwere Kavalleristen gemaust und in seine Tasche gesteckt. Ich habe es gleich bemerkt, wie ich hereingekommen bin, daß fünf gefehlt haben. Aber ich habe nichts gesagt. Und der Schiller hat einen ganz roten Kopf gehabt. Als er ganz nah war, habe ich ganz leise an seine Tasche gefühlt: ja-wohl, sie waren drin.

Da ist Schillers Vater hereingekommen. Der war immer sehr streng und hat den Karl oft gehauen wegen nichts und wieder nichts. Und der Karl hat „Sie“ zu ihm sagen müssen. Zu seinem eigenen Vater. Der alte Schiller hat gesagt: „Karl, warum hast du einen so roten Kopf?“

„Ich weiß nicht,“ hat der Karl gesagt und ist dann noch viel roter geworden.

„Müller!“ hat da der alte Schiller geschrien, „warum hat der Karl ein so rotes Gesicht?“

Mich haben die fünf dicken Soldaten schon ganz elend ge-wurmt, daß sie der Karl gemaust hatte, und ich habe gedruckt und gedruckt.

„Müller,“ hat der alte Schiller plötzlich ganz freundlich gesagt, „sage die Wahrheit, sonst bist du ein Lügner.“

Und da habe ich — ja, was habe ich da wohl getan?

An unserer Schule war das Einjährigexamen. Ich und der Leschner waren auch dabei. Beim Leschner ist das „Schriftliche“ auf Spitz und Knopf gestanden. Wenn er in der Algebra noch eine anständige Benjur bekam, war er „durch“. Sonst war er „geslogen“.

Der Leschner und ich saßen zusammen auf einer Bank, als die Algebra-Aufgaben diktiert wurden. Bei der ersten Aufgabe hat er geschwitzt und geschwitzt. Aber er hat sie nicht herausbekommen. Es war eine Exponentialgleichung. Aber bei der zweiten hat er sich durchgegeben, bis auf die letzte Zeile. In dieser Zeile kam ein Logarithmus vor. Und Logarithmen konnte er nicht. Weil aber die zweite Aufgabe die Hauptsache war und weil es auf sie ankam, hat der Leschner ein entsetzlich bittendes Gesicht zu mir herüber gemacht, ich solle ihm helfen.

Aber das Helfen war verboten. Wir hatten es vorher alle durchs Handschlag versprochen müssen. Da habe ich zu dem Auf-sichtsprofessor gesagt: mir ist schlecht, und ich möchte hinausgehen. Und er hat mich hinausgehen lassen und hat mich gar nicht ange-schaut dabei, weil er die „Neuesten“ gelesen hat.

Und wie ich wieder herinnen war, da hatte der Leschner schon die letzte Zeile „abgefeilt“ von meinem Blatt. Er muß einen fürchterlich langen Hals gemacht haben, daß er es hat sehen können. Und dann hat er noch „Danke schön, Müller“ herübergerbrummt.

Aber am Nachmittag sind wir beide auf das Rektorat gerufen worden. Unsere Algebra-Aufgaben lagen auf dem Pult vom Herrn Rektor.

„Schauen Sie einmal her, Leschner,“ sagte der Rektor, „hier steht auf der letzten Zeile von der zweiten Aufgabe „609“, und beim Müller seiner Arbeit steht „log“ da, aber es ist so schlecht ge-schrieben, daß man es auch fast für „609“ lesen kann. Leschner, ich frage Sie, haben Sie abgeschrieben?“

Dem Leschner stand seine ganze Zukunft auf dem Spiel. Und sein Vater hatte gesagt, er erschlägt ihn, wenn er durchfällt.

„Nein,“ hat da der Leschner mit fester Stimme gesagt, „nein, Herr Rektor, ich habe nicht abgeschrieben.“

„Und du, Müller, sage auf dein Ehrenwort, hat der Leschner abgeschrieben? Denn du mußt es wissen.“

Bei mir ist das nicht auf dem Spiel gestanden wie beim Leschner. Wenn ich einen Vieter bekommen hätte in der Algebra wegen Abschreibens, so wäre ich immer noch durchgekommen.

Und da sagte ich, da sagte ich — ja, was habe ich da wohl gesagt?

## Technische Rundschau.

Zentralheizung und trodene Luft; das Geheimnis der altperischen Ziegel; ein Ersatz der Bogenlampe.

Die Sitte, Mietwohnungen mit Zentralheizungen auszustatten, hat heute eine weite Ausdehnung angenommen. Ein Beweis dafür, wie sich diese Anlagen das Feld erobert haben und auch in Zukunft behaupten werden, ist die Tatsache, daß alljährlich ungefähr 300 bis 400 Millionen Mark für die zentrale Lieferung von Wärme und Warmwasser ausgegeben werden, wovon auf Deutschland allein 80 bis 100 Millionen Mark entfallen. Wenn wir heute einerseits in vielen Großstädten ganze Stadtteile antreffen, in denen die Wohnungen fast ausnahmslos mit zentraler Heizung und einheitlicher Warmwasserbereitung eingerichtet sind, so sind doch andererseits allerlei Bedenken gegen die Einführung der Zentralheizung erhoben worden. Der Hauptvorwurf besteht darin, daß behauptet wird, sie erzeuge im Zimmer eine die Atmungswege reizende, trodene Luft. Diese Ansicht ist durchaus irrig. Es läßt sich zunächst theoretisch einwandfrei nachweisen, daß kein Heizungssystem, weder die Ofen- noch die Zentralheizung, die Luft austrodnen kann. Durch umfangreiche Untersuchungen ist nachgewiesen, daß die für das Wohlbefinden von Menschen zuträglichste Feuchtigkeit eine nur geringe ist und für normale Verhältnisse etwa 30 bis 40 Proz. betragen soll. Dieser Feuchtigkeitsprozentsatz wird in mit Warmwasserheizung versehenen Räumen nirgends unterschritten, wobei freilich eine gute Bedienung und Behandlung der Heizungsanlage Voraussetzung ist.

Die Zentralheizung bildet bekanntlich ein geschlossenes System, dessen Bestandteile, aus Eisen zusammengesetzt, feinerste Luft oder Gase durchlassen können, sondern einfach die Wärme an die Räume übertragen. Die mitunter zu verspürende, anscheinende Lufttrodnenheit ist auf zwei Nebenursachen zurückzuführen, nämlich erstens auf das Ueberfließen der Räume und zweitens auf den Staub, der sich auf den Oberflächen der Heizkörper ablagert und bei höheren Temperaturen teilweise geröstet wird. Auch die hinter und über den Heizkörpern häufig auftretende Schwärzung lichter Wände ist nichts weiter, als eine Staubablagerung. Lediglich dadurch, daß die Luft mit verjüngtem Staub erfüllt ist, wird die unangenehme Empfindung in den Atmungsorganen hervorgerufen. Während einerseits die Wohnungen nicht prächtig und groß genug angelegt werden können, finden sich andererseits in den kleinen Fensterkammern, die die Heizkörper der Zentralheizung umschließen, häufig wahre Unratshäuser vor. Niemandem fällt es ein, dort nachzusehen und aufzuräumen. Fingerdick lagert der Staub auf den Heizkörpern; verdorrte Fliegen und Mücken haben hier ihr Grab gefunden. Unzählige Spinnweben hängen in den Ecken, und noch mancherlei andere Unreinlichkeiten kann man wahrnehmen. Es ist daher unbedingt erforderlich, daß man der Reinigung der Heizkörper sorgfältigste Aufmerksamkeit zuwendet, um für einen angenehmen Aufenthalt in den Wohnräumen zu sorgen.

Um die Reinigung zu erleichtern, muß gefordert werden, daß die Heizkörperverkleidungen allenthalben abnehmbar eingerichtet werden. Jeder Heizkörper, der nicht an allen Stellen zugänglich ist, bedeutet eine Gefahr für die Gesundheit. Die Gußeisenkörper müssen täglich feucht abgewischt werden, damit nicht der darauf abgelagerte Staub zu unendlich feiner Asche verbrennt und den Raum mit atembeklemmender Substanz erfüllt. Wenn dieser verbrannte Staub in die Atmungsorgane gelangt, entstehen Reizungen und Entzündungen der Schleimhäute, die das bekannte Trockenheitsgefühl zur Folge haben.

Auch der anderen Ursache anscheinender Lufttrodnenheit, der Ueberheizung, kann man mit Leichtigkeit vorbeugen. Anstelle der früher gebräuchlichen Dampfheizung für Wohnräume ist man jetzt wohl allenthalben zum System der Warmwasserheizung übergegangen. Bei ihr werden gewöhnlich im Keller des Hauses ein oder mehrere verhältnismäßig kleine Kessel aufgestellt, die von einem Heizer, in der Regel vom Portier, bedient werden. Schon bei ganz geringer Anwärkung des Kessels beginnt das Wasser in der Rohrleitung zu zirkulieren, und deshalb ist bei der Warmwasserheizung die Möglichkeit gegeben, durch Regulierung der Kesselfeuerung einen sich nach dem Wetter richtenden Unterschied der Intensität zu machen. Bei strengster Kälte soll die Wassertemperatur 80 bis 90 Grad Celsius nicht übersteigen. Man sei vornehmlich darauf bedacht, daß eine Zimmertemperatur von 19 Grad Celsius nicht überstiegen wird. Dies läßt sich durch sicher wirkende Regulierventile mühelos erreichen, indem man den Hebel entsprechend einstellt. Die Regelung in der Gesamtheit des zu beheizenden Hauses ist bei richtig bemessener Rohrleitung mit größter Vollkommenheit durch Reguliervorrichtungen zu erzielen, deren es eine ganze Anzahl vorzüglich wirkender Konstruktionen auf dem Markte gibt. Bei einigermaßen aufmerksamer Bedienung der Zentralheizung erscheinen Klagen über trodene Luft gänzlich ausgeschlossen.

Dem französischen Keramiker Vigot ist es gelungen, die Herstellungsweise der wundervollen Ziegel, aus denen die im Louvre aufgestellten Friesen des Palastes des Darius zusammengesetzt sind, aufzuklären und selbst Ziegel in dieser wieder aufgefundenen alten Technik wiederherzustellen. Er hat über seine Untersuchungen in der Pariser Akademie der Inschriften Bericht erstattet. Das Material der Friesen ist zweierlei Art: es gibt Ziegel mit glänzendem, von der Zeit unberührt Email und andere, deren Email in den Farben ge-

litten hat. Die Versuche französischer Fabrikanten, die perfekten Ziegel aus emailliertem, gebranntem Ton zu reproduzieren, blieben erfolglos. Vigot bekam nun von der Verwaltung des Louvre Bruchstücke vom „Fries der Bogenhäuser“ und vom „Fries der geflügelten Stiere“ zugewiesen und stellte folgendes fest: die emaillierten Ziegel des ersten Frieses sind nicht aus Ton hergestellt, sondern aus einem Mörteleis, der in einer Weise präpariert ist, daß er gebrannt werden und ein widerstandsfähiges Material geben kann. Es ist das ein in der heutigen Baumaterialien-Industrie unbekanntes Verfahren. Die Perser stellten einen Mörteleis aus ziemlich grobem Sand und einem besonderen Kalk her, brachten ihn in Formen, ließen ihn an der Luft trodnen und hart werden und brachten ihn unter einer sehr hohen Temperatur. Die aus dem Ofen kommenden Stücke wurden angepaßt und retouchiert und hierauf mit einer Pulverschicht, die die Poren der zu emaillierenden Oberfläche verstopft, bedeckt. — Die nicht emaillierten, rosiggelben Ziegel, aus denen der „Fries der geflügelten Stiere“ besteht, wurden bisher für Terrakotta gehalten. Vigots Prüfung ergab, daß sie aus ungebranntem Mörteleis bestehen, mit Zusatz von Stroh-, Körnern und Schilfblättern, deren Abdruck sich in leeren Stellen zeigt. In der Masse fand Vigot kleine Strohstücke und Körner, die trotz der zweiundeinhalb Jahrtausende, die sie dort eingeschlossen waren, kaum verändert waren und, einer Flamme ausgesetzt, verbrannten — ein offenkundiger Beweis dafür, daß diese Ziegel nicht im Brennofen waren. — Die Baumaterialien der Perser im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung sind also nicht Produkte der Keramik, sondern einer Mörteleis-Industrie von einer bisher unerreichten und ungeahnten Vollkommenheit. Es scheint, daß die Friesen des Palastes von Susa eine der letzten Schöpfungen dieses Gewerbes waren, das nun, nach Vigots Entdeckung, in der modernen Architektur wohl wieder aufleben wird.

Der technische Fortschritt geht oft über Leichen. Ganz besonders auf dem Gebiet des elektrischen Beleuchtungswezens wurden in den letzten Jahren erbitterte Kämpfe geführt. Nachdem die Metallfadenlampe, deren Leuchtkörper aus einem gespritzten Faden bestand, der Kohlenfadenlampe längst das Lebenslicht ausgeblasen hatte, soll nun auch die elektrische Bogenlampe verdrängt werden. Die Entwicklung der Metallfadenlampe hat rapide Fortschritte gemacht. Wenn auch die ersten derartigen Lampen noch manche Uebelstände zeigten — sie vermochten vor allem keinerlei Erschütterungen auszuhalten —, so wiesen sie doch große Vorteile auf, die vor allem in dem höheren Lichteffekt und in der großen Stromersparnis des Metallfadens gipfelten. Nach langwierigen Versuchen gelang es dann vor etwa zwei Jahren, aus den in Frage kommenden Metallen (Tantal und Wolfram) einen regelrechten Draht zu ziehen. Das war ein Fortschritt von weittragender Bedeutung. Der so hergestellte Draht ergab nicht nur einen höheren Lichteffekt, sondern er erwies sich vor allem auch als durchaus bruchfester. Diese Lampe vermochte man zunächst naturgemäß nur für die bei elektrischen Glühlampen gangbaren Lichtstärken herzustellen. In ganz kurzer Zeit ist man aber mit der Lichtstärke der Metalldrahtlampen hinausgegangen und allmählich in ein Gebiet eingedrungen, das bislang nur der elektrischen Bogenlampe vorbehalten war. Seit einigen Wochen bringen nun die drei großen deutschen Firmen, die das Monopol auf die Metalldrahtlampe besitzen, eine elektrische Glühlampe heraus, die eine Lichtstärke aufweist, wie sie nur von der Bogenlampe erzielt wurde. Bekanntlich hatten der Bogenlampe nicht geringe Mängel an: sie ist verhältnismäßig kostspielig in der Anschaffung, im Strom- und Kohlenverbrauch und erfordert ständige Bedienung. Bei der neuen, der sog. Halbwattlampe fällt dies alles fort, sie weist sogar gegenüber den bisherigen Metalldrahtlampen — trotz ihres höheren Lichteffekts — eine erheblich günstigere Ausnutzung der elektrischen Energie auf. Während der Stromverbrauch der Drahtlampe früher mit rund 1 Watt (1000stel Kilowatt) angesetzt wurde, verbraucht die neue Lampe nur etwa die Hälfte — daher auch der Name „Halbwattlampe“. Die Brenndauer beträgt durchschnittlich 800 Stunden ohne jede Wartung und Bedienung. Der Leuchtkörper ist gegen Erschütterungen durchaus unempfindlich. Einen wesentlichen Fortschritt bildet auch das ruhige und gleichmäßige Brennen der Lichtquelle.

## Kleines feuilleton.

Wie Helen Keller die Welt erlebt. Das allgemeine Staunen über die Fähigkeit der taubblinden Helen Keller, die Welt, von der sie nichts sieht und nichts hört, zu beobachten und zu beurteilen, hat jüngst zu einer interessanten Kontroverse Anlaß gegeben. Sie hatte im „Outlook“ einen Aufsatz über verschiedene Probleme der modernen Gesellschaft veröffentlicht, und daraufhin waren von zahlreichen Lesern zweifelnde Anfragen gekommen: „Wie kann sie etwas wissen über Leben, über Volk, über soziale Dinge?“ Als Antwort auf diese Bedenken veröffentlichte Helen Keller in derselben Zeitschrift einen Brief, der ein neues Zeugnis für die Entwicklung und Entfaltung dieses einzigartigen Lebens darstellt. „Ich muß mich bei der Anlage, daß ich taub und blind bin, schuldig bekennen,“ schreibt sie. „Zweifellos, ich kann nicht hören, wie

meine Nachbarn die Ereignisse und Fragen des Tages besprechen; aber nach dem, was man mir von solchen Gesprächen wiederholt hat, glaube ich, daß ich dabei nicht viel verliere. Ich ziehe es vor, die Meinungen gut unterrichteter Personen, klarer Denker zu erfahren, wie William Morris, Bernard Shaw, Oliver Lodge, Herbert Spencer, Darwin und Marx. Sie sagen: „Aber was wissen Sie über das Leben, das Sie befähigte, die Kompetenz solcher Männer zu beurteilen?“ Wenn Bücher nicht Leben sind, so weiß ich nicht, was sie sind. In den Schriften der Dichter, der Weisen, der Propheten ist all das berichtet, was Menschen gesehen, gehört und gefühlt haben. Ich habe alle die Schlüssel zu den Türen des Wissens. Ich habe den Nutzen von jeder Beobachtung, die Gelehrte, Philosophen, Propheten gemacht haben. Die Augen des Geistes sind stärker, durchdringender und zuverlässiger, als unsere körperlichen Augen. Ich bin niemals ein großer Unternehmer oder ein Streifbrecher oder ein Soldat gewesen; ebensowenig wie die meisten anderen Leute. Aber ich habe ihr Wesen studiert, und ich glaube ihr Verhältnis zur Gesellschaft zu verstehen.“

Ich habe für die Blinden gearbeitet, habe Anteil genommen an ihren Versammlungen und für die Gesehe zu ihren Gunsten gesprochen. Und da ich all ihre Probleme studierte, fand ich es notwendig, auch die Probleme der Sehenden zu studieren, unter denen die Blinden leben und arbeiten. Ich habe gefunden, daß Not und Elend der Lichtlosen gar ähnlich ist der Not und dem Elend aller, die im Kampf um den Lebensunterhalt gehindert sind, durch Erziehung oder durch andere Hemmnisse. Wenn diese Arbeit für die Blinden keine „Erfahrung aus erster Hand“ ist, so weiß ich nicht, wie man solche gewinnen kann. Endlich habe ich die Fabriken und die elenden Arbeiterwohnungen von New York und Washington besucht. Natürlich konnte ich den Schmutz nicht sehen, aber ich konnte ihn riechen. Mit meinen eigenen Händen konnte ich die verküppelten zwerghaftigen Kinder fühlen, die ihre jüngeren Geschwister bedienen, während ihre Mütter Maschinen in den Fabriken bedienen. Und außer den Vorteilen der Bücher und der persönlichen Erfahrung habe ich den Vorteil eines Geistes, der zu denken geübt ist. Man denkt nicht gern, denn wenn man denkt, muß man Folgerungen ziehen, und solche Folgerungen sind nicht immer angenehm. Sie sind ein Dorn im Geist. Aber ich betrachte es als eine unbezahlbare Gabe und als eine tiefe Verantwortung, zu denken. Denken, kluges Denken gibt neue Augen den Blinden und neue Ohren den Tauben.“

**Das Wetterfühlen.** Nicht wenigen Personen kommt die Eigenschaft zu, den Umschwung des Wetters aus ihrem körperlichen Verhalten vorherzusagen zu können. Besonders Rheumatischer sind dafür bekannt, aus dem Auftreten von Schmerzen und Schwellungen auf den Eintritt eines Wettersturzes zu folgern. Bei diesem „Wetterfühlen“ handelt es sich immer um eine Verschlechterung der Witterungslage, nie um eine Verbesserung. Die Witterungsumschläge, die die Ursache des Wetterfühlens bilden, sind verschiedener Art. In erster Linie sind es herziehende Gewitter, in manchen Landstrichen zeitweise wiederkehrende Winde wie der Khamsin Ägyptens, der Seirocco, Mistral, Föhn u. a. m.; auch Schnee und Regen macht sich den Wetterfühlern kund. Auch die atmosphärischen Verhältnisse sind nicht gleichartig. Bald herrscht große, bald geringe Luftfeuchtigkeit. Aber stets sind sie von einem Sinken des Barometers begleitet. Der Wetterfühler freilich erwartet nicht erst dieses Ereignis, sondern er fühlt voraus, wenn das Barometer sich noch auf der alten Höhe befindet. Auch die Luftleitfähigkeit, die bei beständigem Wetter positiv ist, geht stets in die negative „Schlechtwetterelekttrizität“ über. Es liegt nahe, gerade zwischen dieser Erscheinung und dem Auftreten rheumatischer Beschwerden einen gewissen Zusammenhang anzunehmen.

Neben den rheumatischen Schmerzen treten, wie Prof. Frankenhäuser in den Jahrestursten für ärztliche Fortbildung mitteilt, auch noch andere, ziemlich bestimmte Erscheinungen bei Wetterfühlern auf, die sich in Kopfschmerzen und Wärmeüberempfindlichkeit oder in Uebelkeit und Verdauungsstörungen äußern.

### Literarisches.

**Verlags-Almanache.** Seit einigen Jahren erwartet man im Herbst immer den neuen Insel-Almanach. Der Leipziger Verlag, dessen Bedeutung für die Entwicklung unserer Buchkunst nicht hoch genug bewertet kann, hat den glücklichen Gedanken gehabt, aus dem Katalog ein schönes angenehmes Lesebuch zu machen. Es stellt ausgewählte Stücke und Bildproben aus seinen Publikationen zusammen und unterstützt so, den Verlagscharakter deutlich kennlich machend, das registrierende Verzeichnis. Die Almanache, die billig und geschmackvoll zugleich sind, haben Weisfall gefunden, und andere Verlage sind mit ähnlichen Veröffentlichungen gefolgt, von denen vor allem die Jahrbücher des Verlags S. Fischer, Berlin, und das heuer zum erstenmal erschienene „Bunte Buch“ des Verlags Kurt Wolff, Leipzig, selbständigen Wert haben. Der „Insel-Almanach auf 1914“ (50 Pf.) erfreut sofort durch die Holbeinschen Totentanzbilder, die dem Kalender in beigegeben sind, und auch dem Text sind mancherlei Bildgaben eingestreut: Reproduktionen nach Rodin, Zeichnungen von Practorius, Japanisches und allerhand historisch interessante Darstellungen. Der gut ge-

wählte Text zeigt die klug bewahrende und vorsichtige, das Traditionelle nicht aus dem Auge verlierende Tendenz des Verlags. Da begegnet man Hölderlin, Mozart, Jakob Grimm, Balzac. Hofmannsthal spricht über alte deutsche Erzähler und über Jean Paul. An die Befreiungskriege erinnert Yorks tapferer Brief an Friedrich Wilhelm III. Und man begegnet Tolstoi, Verhaeren und Paul Claudel. Von den heutigen Deutschen aber sind vertreten Ricarda Huch, Rilke, der sehr feine Schröder, Feyhmel mit wirklich schönen und Dehmel mit leider wenig guten Versen. Alte indische Weisheit fehlt nicht, und seine ästhetische Anmerkungen bereichern das Buch.

Unter ist das Bild des Verlags S. Fischer. (1 M.) Auch er hat bereits seine Tradition; aber sie ist neueren Datums, und seit einigen Jahren ist seine Haltung etwas unsicherer, tastender. Die Männer, die ihn gemacht, haben keinen direkten Nachwuchs und manche Veröffentlichung war mehr vom Zufall als von der Notwendigkeit bestimmt. Aber das 27. Jahrbuch ist in seiner Buntheit recht unterhaltend. Da redet Schlenker über seinen Freund Bramm, Th. Mann über Fr. Huch, der wenig erfreuliche Festredner des Verlags, Emil Ludwig, über Richard Dehmel. Feinmann, Niemann, Madelung bringen Novellen. Stücke aus den neuesten Dramen und Romanen des Verlags werden geboten, und man trifft neben Neuen und Zweifelhafte immer Namen wie Hauptmann, Schnitzler, Jensen, Kellermann, Th. Mann, Shaw, Stehr, Wasseremann, Altenberg. Und Die Meier-Gräfe, Rathenau handeln über Kunst und Leben. Immerhin fühlt man einen gewissen Stillstand, eine gewisse Sterilität der Jugend.

Hier zeigt das „Bunte Buch“ (80 Pf.) einige Linien, die Zukunft andeuten. Dieser junge Verlag, der sehr schöne Bücher druckt, wie seine Neu-Ausgaben des Baltzer von der Vogelweide, des Mopsstockden zeigen; der durch Gesammtausgaben von Maler Müller und Klinger wieder für den Sturm und Drang etwas tut und sich energisch für Gulenberg einsetzt, wendet sein Interesse der äußersten Linken der heutigen Literatur zu, den Leuten des neuen Pathos. In diesem Almanach singen und sagen die Lasker-Schüler, Franz Werfel, Georg Heym, Hafenclever, Robert Walser, Max Brod, Arnold Zweig neben Karl Hauptmann, Gulenberg und Dauthendey. Leider fehlen zwei starke Temperamente, von denen das Verlagsregister Bücher ankündigt: Kurt Hiller und Paul Jech. Man freut sich des Buches, denn man bekommt ein erfreuliches Bild von der anstürmenden Jugend. Uebrigens hat der dem Verlage Kurt Wolff angegliederte Verlag der „weißen Blätter“ eine schöne Revue geschaffen, die Fritz Ernst Schwabach leitet. Auch hier sprechen die Jüngsten, und sie sprechen so, daß man lauschen muß; vor allem wieder Werfel, und dann Hiller, Ehrenstein, Jech, Schidole, Plei. Wer von diesen jungen Kräften ans Ziel kommt, wer weiß es? Aber ihr Schritt kündet hoffenden Mut. P. H.

### Kulturgeschichtliches.

Woher stammt das Wort Restaurant? Daß wir Deutsche das Wort Restaurant von den Franzosen übernommen haben, ist allgemein bekannt, aber die wenigsten derer, die dieses Wort häufig auf der Zunge führen, werden wissen, daß das Wort Restaurant im allgemeinen Sinne eines Gasthofes verhältnismäßig jungen Datums ist und auf eine eigenartige Entstehungsgeschichte zurückblickt. Denn im Französischen bedeutete das Wort „Restaurant“ ursprünglich keineswegs einen Gasthof, sondern nur eine kräftigende Suppe. Die Königin Margarete von Navarra erzählt noch: „Ich schlief in einer Garderobe, in der man mich die schönsten Restaurants und die besten Fleischgerichte, die ich je genoss, essen ließ.“ Eine Zeitlang gab es ein kräftigendes Gericht, das als „Restaurant divin“ bezeichnet und Mode wurde; das Gericht bestand aus feingefächnitem Rindfleisch und Geflügelfleisch, das über einem Feuer mit Trauben aus Damaskus, getrockneten Rosen und Bergtrauben gewissermaßen destilliert wurde und als Suppe Liebhaber fand. Im 18. Jahrhundert vereinfachte ein Arzt namens Clarens das Rezept dieser „göttlichen Kräftigung“ und begnügte sich damit, gemästetes Geflügel in einem aromatischen und stark gewürzten Wasser zu kochen. Das Rezept dieses Arztes hatte einen großen Erfolg, es galt bald als guter Ton, von Zeit zu Zeit ein „Restaurant“ zu genießen, und im Jahre 1766 eröffnete ein findiger Geschäftsmann ein kleines Unternehmen, dessen Zweck es war, dieses Gericht zu vertreiben. An der Tür des Lokals prangte die Inschrift „Verlauf von Restaurants“. Das Lokal lag damals in der Rue des Boullies, in der jetzigen Douvre-Strasse, und der „Restaurateur“ fügte seiner Wundersuppe noch Trauben und Geflügel bei. Nun entstanden bald allerlei Konkurrenzunternehmen, aber immer stand das „Restaurant“, die kräftigende Suppe, im Mittelpunkt des Geschäftes, und andere Speisen wurden nur auf Verlangen als Ergänzung gereicht. Eine zeitgenössische Chronik berichtet: „Die Restaurateure sind jene Leute, die die Kunst besitzen, die Suppen zu bereiten, die Restaurants genannt werden, und sie genießen dabei das Recht, alle Arten von Suppen zu verkaufen, Reisuppen und Nudelsuppen, frische Trauben usw.“ Diese Suppenkantenstellen nahmen bald den Titel „Restaurant“ oder „Gesundheitshaus“ an, und die Chronik der Zeit erzählt, daß „diese Einrichtung den Herren Roza und Pourtaills im Jahre 1766 ihr Entstehen verdankt“.